

**DR. LUKAS
NEUMEIER**



Warum alles gut wird

**Wie ein Quantenphysiker
sich die Welt erklärt**

now

ANGELN AM SEE

Als ich an diesem warmen Herbsttag lächelnd auf den See hinaussehe, kann ich nicht ahnen, dass mir hier in nur wenigen Stunden der Tod begegnen wird.

Angeln ist super. So zufrieden wie jetzt war ich schon seit Jahren nicht mehr. Um genau zu sein, war ich noch vor ein paar Tagen eine typisch deutsche, pessimistische Brinde. Bei dem Gedanken daran muss ich über mich selbst lachen. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass ich die Realität so sehe, wie sie ist. Mir war nicht bewusst, dass ich eigentlich in einem unsichtbaren Gefängnis festsitze. In einem Gefängnis, dessen Wände aus Tabus, Dogmen und Überzeugungen über die Welt, andere Menschen und mich selbst bestehen. Doch wie genau mache ich diese unsichtbaren Wände sichtbar? Dazu kommen wir noch.

Wie auch immer: Brinde ist mein Name. Was für ein engstirniger Idiot ich doch war – und wahrscheinlich immer noch bin. Noch vor wenigen Tagen hat es sich so angefühlt, als würde in meinem Leben eine verborgene Bedrohung lauern. Diese Bedrohung äußerte sich in Form einer ständigen diffusen Angst. Ich habe mein eigenes Gefängnis mit mir unbekannten Monstern bevölkert. Vor diesen Monstern wollte ich mich um jeden Preis schützen. Deshalb habe ich mir jede Versicherung zugelegt, die es gibt. Ich habe mein Vermögen derart stark diversifiziert, dass ich von allem etwas besaß, aber nichts richtig, und die Risikominimierung so übertrieben betrieben, dass sie selbst zum Risiko wurde. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie ich eines Tages mit meinem Chef Golf spielen musste. Obwohl ich vorher noch nie Golf gespielt hatte, habe ich mich selbstverständlich sofort gegen ein Hole-in-one versichert. Warum? Ganz einfach: Wenn man den Ball mit nur einem Schlag im Loch versenkt, muss man eine Runde im Golfclub springen lassen. Das kann natürlich teuer werden. Für mich war das an diesem Tag

aber kein Problem. Schließlich wäre meine Versicherung im Fall der Fälle für den Schaden aufgekommen. Nimm das, Clubsatzung!

Und zu Beginn der letzten Pandemie habe ich mir sofort 1000 Rollen Klopapier gekauft. Logisch, irgendwas muss man ja machen. Blöd war nur, dass mein Bad so voller Klopapier war, dass ich mein Klo nicht mehr benutzen konnte. Na gut, diese letzte Anekdote habe ich gerade geangelt. Ähm, ich meine natürlich erfunden. Wobei ich mir so eine Aktion durchaus zugetraut hätte. Erneut muss ich über mich selbst lachen.

* * *

Ich kann mich nicht daran erinnern, früher jemals über mich selbst gelacht zu haben. Das konnte ich eigentlich nie. Um über sich selbst lachen zu können, benötigt man eine gewisse Distanz zu sich selbst. Diese habe ich nun. Ich habe sie, weil ich endlich etwas sehr Wichtiges begriffen habe – vielleicht sogar das Wichtigste, was ein Mensch überhaupt begreifen kann. Meine gesamte Erfahrung – inklusive meiner Ängste, meiner Hoffnungen und dem, was ich sehe, höre, fühle, denke, träume und bin – ist weder die Wahrheit noch die Realität. Meine gesamte Erfahrung ist eine Simulation, die mein Gehirn erstellt, um meine Überlebenschancen zu maximieren. Woher ich das weiß? Auch dazu kommen wir später. Was ich aber vorwegnehmen kann: Überraschungen spielen dabei eine zentrale Rolle. Was eine Überraschung ist? Der Unterschied zwischen dem, was ich erwarte, und dem, was ich erlebe. Vor nicht allzu langer Zeit waren Überraschungen sehr gefährlich und oft sogar tödlich. Da mein Gehirn bis heute überlebt hat, kann es eines offenbar besonders gut: zukünftige Überraschungen vermeiden. Leider kann man es damit aber auch übertreiben. Dann versucht es unentwegt, zukünftige Erfahrungen zu simulieren, damit diese auf keinen Fall von meinen Erwartungen abweichen. Was eine Erwartung ist? Eine Erwartung ist eine Vermutung über die Zukunft. Woher sie kommt? Aus einer ausgefeilten Simulation der Zukunft, die ständig in meinem Kopf abläuft. Ohne diese Simulation der Zukunft könnte ich gar keine Erwartungen haben. Ohne sie wäre also jeder Moment eine Überraschung.

Noch vor wenigen Tagen hätte diese Vorstellung panische Angst in mir ausgelöst. Und das vollkommen zu Recht. Ohne eine Simulation der Zukunft wären wir natürlich nicht lebensfähig. Trotzdem ist es unbestreitbar, dass in meinem Leben offensichtlich irgendwann etwas schiefgelaufen ist.

Denn meine Simulation der Zukunft hat die totale Kontrolle über mein Leben übernommen. Noch dazu ist ihr Inhalt eng, pessimistisch und repetitiv. Immer noch. Doch immerhin weiß ich das jetzt – und allein das hat mein Stresslevel auf ein fast vergessenes Niveau gesenkt. Das ist doch schon mal etwas. Und es fühlt sich gut an.

* * *

»Na Na Na Na Na – Angeeeeln«, singe ich spontan und viel zu laut vor mich hin. Vielleicht sollte ich lieber mal meine Schnauze halten, wenn ich endlich einen Fisch fangen will. Bislang ist mir das leider noch nicht gelungen. Noch nie. Ich höre auf zu singen und konzentriere mich wieder auf den Gedankengang von gerade eben. Woher kommt mein mentales Gefängnis? Warum wiederholt meine Simulation der Zukunft immer wieder die gleichen Worst-Case-Szenarien und hält mich dabei vom Schlafen ab? Woher kommen die Dogmen, aus denen die Wände meines Gefängnisses bestehen? Wie kann ich lernen, die Wände meines Gefängnisses sichtbar zu machen? Und wie kann ich Architekt meiner eigenen Simulation und damit Chef meiner eigenen Erfahrung werden? Um diese Fragen zu beantworten, muss ich etwas ausholen. Genau genommen muss ich beim Thema Obdachlosigkeit ansetzen. Noch vor wenigen Tagen hielt ich Obdachlose für wertlose Faulpelze. Ich hielt sie für stinkende Nichtsnutze, die essen, was ich wegwerfe. Doch dann ist mir Gironimo begegnet. Ein wirklich spezieller Typ. Irgendwie hat er mir dabei geholfen, meine eigene Simulation zu hinterfragen, ohne mir dabei seine eigene aufzudrängen. Obwohl mich seine derbe, direkte Art immer noch verunsichert, waren unsere Gespräche bisher sehr befreiend für mich. Sind sie immer noch. *Befreiend*. Bevor ich Gironimo kennengelernt habe, gab es in meinem Leben nicht viel, das ich als *befreiend* bezeichnet hätte. Vielmehr habe ich sehr viel Zeit damit verbracht, an die Dinge zu denken, die uns in Ketten legen. An Probleme, die uns als Menschheit betreffen. An unsere Probleme. An Inflation, Klimawandel, Kriege, Depressionen, moralischen Verfall, Entfremdung, Einsamkeit und Extremismus in jeder Form. Ich war davon überzeugt, dass all diese Probleme, die wir als Spezies haben, mehr oder weniger unabhängig voneinander sind. Vor allem aber war ich davon überzeugt, dass sie nur wenig mit meinen ganz persönlichen Problemchen zu tun haben. Mit meinem übertriebenen Pessimismus, meiner Engstirnig-

keit und meinem Sicherheitswahn zum Beispiel. Für mich war es klar, dass wir all diese Probleme – ob gesellschaftlicher oder persönlicher Natur – isoliert voneinander lösen müssten. Heute glaube ich, dass all diese Dinge nur Symptome eines einzigen, viel tieferen Problems sind. Was dieses Problem ist? Ein simpler Fehler in der menschlichen Psyche. Ein Fehler, der sich in unseren wichtigsten internen Simulationen wie ein blinder Fleck festgesetzt hat und nun pausenlos die Symptome produziert, die wir als Probleme wahrnehmen. Bis vor Kurzem gab es noch keinen evolutionären Grund, diesen Fehler zu beheben. Aber jetzt gibt es dafür nicht nur einen Grund, sondern gleich mehrere. Denn dieser Fehler wird mit der Zeit durch unsere exponentiell zunehmende technologische Macht auch exponentiell stärker spürbar. Und auch gefährlicher. Schon heute ist er meiner Meinung nach zur größten existenziellen Bedrohung für die Spezies Mensch geworden. Deshalb bin ich davon überzeugt, dass es noch nie so wichtig war wie jetzt, zu genau dieser Zeit diesen Fehler zu erkennen. Damit uns das als Spezies gelingt, müssen wir die richtigen Antworten angeln, indem wir sie mit den richtigen Fragen ködern. Was genau ist das für ein Fehler? Warum gibt es ihn? Und vor allem: Können wir ihn beheben? Und wenn ja, wie?

* * *

Doch was ist überhaupt ein Fehler? Wann begehe ich einen Fehler? Ein Fehler wäre es zum Beispiel, wenn ich einen alten Schuh für einen essbaren Fisch halte und ihn verspeise, um meinen Hunger zu stillen. Oder, um es allgemeiner zu formulieren: Ich begehe einen Fehler, wenn ich eine schlechte Vermutung, Erklärung oder Idee für eine gute halte und als Konsequenz daraus einen miserablen Plan forme, der kontraproduktive Handlungen nach sich zieht. Einen alten Schuh erkenne ich, indem ich ihn mit der Angel an die Wasseroberfläche ziehe und ihn dann aufmerksam betrachte. Mit schlechten Vermutungen, Erklärungen und Ideen ist das nicht ganz so einfach. Doch verrückterweise hilft auch dort das Angeln – genau wie beim alten Schuh. Sagte ich schon, dass Angeln super ist? Genau deshalb tue ich es. Dabei merke ich, wie die Ereignisse der letzten Tage, begleitet von leisem Vogelgezwitscher und Insektensurren, von ganz allein vor meinem geistigen Auge vorbeiziehen. Nicht ahnend, dass alles, was ich bisher erfahren habe, noch nichts im Vergleich zu dem ist, was noch auf mich warten wird.

GIRONIMO HAT DAS OBDACHLOS GEZOGEN

»*Last Christmas, I gave you my heart, but the very next day, you gave it away! This year, to sa..*«. Nach einer kurzen und unruhigen Nacht waren es ausgerechnet diese Zeilen, mit denen mich mein Radiowecker aus dem Tiefschlaf riss. Na toll, dachte ich, während ich seinen Klängen durch ein unkontrolliertes Betätigen des Power-Buttons ein jähes Ende bereitete. Da musste ich mir schon Ende Oktober diesen Mist anhören. Als wäre es nicht genug gewesen, dass sich mein Gedankenkarussell die ganze Nacht gedreht hatte. Ohnehin war ich so sehr in meinen inneren Kämpfen gefangen, dass es kaum noch Nächte gab, in denen ich mal mehr als vier Stunden Schlaf fand. Zu sehr beschäftigten mich all die seltsamen Dinge, die seit mehreren Wochen in meinem Alltag passierten. Noch immer völlig übermüdet kniff ich die Augen zusammen, um die Uhrzeit vom Radiodisplay ablesen zu können. 06:30 stand da. Kein Wunder, dass ich so müde war. Normalerweise hätte ich auch um halb acht aufstehen können, um rechtzeitig zur Arbeit zu kommen. Doch an diesem Tag ging das nicht. Da ich am Vortag bemerkt hatte, dass mein Citybike einen Platten hatte, musste ich meinen Weg ins Büro ausnahmsweise zu Fuß zurücklegen. Für einen kurzen Moment dachte ich wütend darüber nach, welcher Drecksack wohl für den Platten meines Rads verantwortlich sein könnte. Höchstwahrscheinlich hatten sich die Teenies, die neuerdings jeden Abend im Park am Ende der Straße Marihuana konsumierten, einen Spaß erlaubt. Verdammte Jugendliche. Ich überlegte, ob ich sie anzeigen sollte. Ich beschloss, mir das wahllose Anzeigen von Jugendlichen für meine Rente aufzuheben – erst die Arbeit, dann das Vergnügen. So gehört es sich eben. Bis zu meiner Rente würde es bestimmt eine geeignete App für mein iPhone geben. Eine App für Rentner, die – durch künstliche Intelligenz gestützt – mühe-lose Massenanzeigen ermöglicht, um wertvolle Zeit für das Entenfüttern freizuschaukeln. Das gibt Dopamin! Vielleicht würde ich ja diesem technologischen

Fortschritt dann doch noch etwas abgewinnen können. Ein kleiner Lichtblick in der Zukunft, auf den ich mich vielleicht eines Tages sogar freuen könnte.

Genervt hievt ich mich aus dem Bett und schlurft ins Bad. Nachdem ich mich fertiggemacht hatte, fuhr ich mit dem Aufzug ins Erdgeschoss. Während ich mich nicht traute, einen Blick in den Spiegel des Aufzugs zu werfen, dachte ich darüber nach, welchen Weg zur Arbeit ich wohl am besten wählen sollte. Aus Angst vor diesen lautlosen Todesfällen – auch bekannt als Elektroautos – entschied ich mich für den Umweg durch den Park. Diese verdammte neumodische Technik würde uns noch alle umbringen.

Ein Blick auf mein iPhone. 08:36. Sehr gut, dachte ich. Noch immer voll im Zeitplan. Es überforderte mich beinahe ein wenig, den Weg zur Arbeit zu Fuß zurückzulegen. Im direkten Vergleich mit den anderen Verkehrsteilnehmern fühlte ich mich unterlegen und die kühle Oktoberluft ließ mich meinen Fahrradhelm vermissen. Tatsächlich verspürte ich so etwas wie Erleichterung, als ich nach fünf weiteren Gehminuten den Eingang zum Park erreichte, an dessen Ende sich die Räumlichkeiten meines Arbeitgebers befinden. Obwohl ich nun schon über 15 Jahre hier arbeitete, fühlte ich mich an diesem Tag besonders unwohl dabei, meinem Arbeitsplatz näherzukommen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass meine Kündigung unmittelbar bevorstand. Mein Chef, der anfangs noch sehr kommunikativ und offen gewesen war, hatte mir in den letzten Tagen kaum noch Beachtung geschenkt. Auch auf den Projektentwurf, den ich ihm vor wenigen Tagen per Mail gesendet hatte, hatte ich noch keine Antwort erhalten. Vermutlich fand er ihn so beschissen, dass er mich in hohem Bogen rauswerfen würde. Eine Kündigung hatte mir jetzt gerade noch gefehlt. Nach all den komischen Vorkommnissen, die sich in den letzten Wochen durch mein Leben gezogen hatten, würde diese mir vermutlich den Rest geben. Gedankenverloren blickte ich durch den Park, den ich inzwischen zur Hälfte durchquert hatte. Abgesehen von den halbvollen Bierdosen, die die Jugendlichen vom Vorabend offensichtlich nicht weggeräumt hatten, störte hier nichts meinen Weg zur Arbeit. Das galt zumindest, bis ich nach ein paar weiteren Minuten einen penetranten Geruch in der Nase vernahm. Ich versuchte mehrmals, mich auf etwas anderes zu konzentrieren, doch der Gestank blieb. Ich ließ den Blick durch den Park schweifen, um der Quelle des Geruchs auf die Spur zu kommen. Am Ende des Parks standen ein paar abgeschlossene Fahrräder; auf der Bank daneben schlummerte ein Obdachloser. Konnte der so weit stinken? Kaum vorstellbar.

Keine überfüllten Mülltonnen, kein toter Vogel, nichts. Mir schwante Übles. Voller Sorge hob ich meinen rechten Fuß an, um unter die Sohle zu schauen. Und tatsächlich: Während ich mir mal wieder im Detail meine Kündigung vorgestellt hatte, musste ich in einen Hundehaufen getreten sein. Verdammte Scheiße! Wenn ich so auf der Arbeit auftauchen würde, würde sich mein Chef vermutlich erst recht dazu gezwungen fühlen, mich zu feuern. Nervös hastete ich zu einer Bank am Ende des Parks, um meine Sohle mithilfe von ein paar abgefallenen Laubblättern vom daran klebenden Hundekot zu befreien. Während ich mich mit angehaltenem Atem um die provisorische Reinigung meiner Schuhsohle kümmerte, vernahm ich aus dem Augenwinkel, wie sich der Obdachlose auf der Bank gegenüber aufrichtete. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Mir von irgendeinem Penner dabei zusehen zu lassen, wie ich mir Kot von den Sohlen wische, war ganz sicher nicht Teil meiner Tagesplanung gewesen. Ohnehin verstand ich nicht, wieso es heutzutage überhaupt noch Obdachlose geben musste. In einem Land, in dem einem alles in den Hintern geschoben wurde, sollte man es doch irgendwie schaffen, ein Dach über dem Kopf zu haben, oder? Mit Sicherheit hatte der Kerl Drogen genommen oder über seinen Verhältnissen gelebt und ergötzte sich jetzt täglich daran, wie der gemeine Arbeitnehmer sich einen abschuftete, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Noch bevor ich es schaffte, meinen Schuh einigermaßen bürotauglich aussehen zu lassen, merkte ich, wie der Obdachlose sich in meine Richtung bewegte. Na spitze. Um ein paar Euros angebettelt zu werden, hatte mir gerade noch gefehlt. Ich beschloss, die Säuberung meines Schuhs auf die Mittagspause zu vertagen, und richtete mich wieder auf. Leider kam mir dieser Einfall zu spät. Der Obdachlose stand mir inzwischen direkt gegenüber und mir wurde augenblicklich klar, dass ich der Situation nicht so schnell entfliehen konnte, wie ich es geplant hatte.

»Hey, Sie da«, sagte der Obdachlose. »Kann ich Ihnen etwas Gutes tun?«

Verdutzt blickte ich ihn an und merkte, wie mein Puls in die Höhe schnellte. *Spinnt der Typ? Ist das ein Trick? Bin ich in Gefahr?*

»Etwas Gutes tun? Wie meinen Sie das?«, stammelte ich.

»Na ja«, setzte er an. »Sie sehen aus, als könnten Sie einen positiven Impuls gebrauchen. Wie wäre es damit?«

Der Obdachlose zog einen Apfel aus der Tasche seiner Jeansjacke und streckte ihn mir entgegen. *Will der mich veräppeln?* Bevor ich wirklich darüber nachdenken konnte, wie skurril die Situation eigentlich war, schüttelte ich eilig den Kopf.

»Nein, danke«, raunzte ich. »Ich muss zur Arbeit.«

* * *

Meine Interaktion mit dem Obdachlosen im Park beschäftigte mich auch nach meiner Ankunft im Büro deutlich stärker, als sie es hätte tun sollen. Ich erwischte mich im Laufe des Tages mehrmals dabei, wie ich die Situation Revue passieren ließ und das Verhalten des Obdachlosen hinterfragte. Wie kam jemand wie *er* auf die Idee, *mir* etwas Gutes tun zu wollen? Er war doch derjenige, der auf die Hilfe von anderen angewiesen war. Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr wurmte mich die Situation. Ich ärgerte mich darüber, dass ich nicht direkt gefragt hatte, weswegen der Mann es für nötig gehalten hatte, mir einen Apfel anzubieten. Hatte er etwa gedacht, ich hätte das nötig? Am liebsten wäre ich auf dem Heimweg erneut durch den Park gelaufen, um den Mann möglicherweise erneut anzutreffen. Dann hätte ich ihn auf sein Verhalten ansprechen und ihm sagen können, für wie unpassend ich sein Angebot hielt. Gleichzeitig fühlte sich bereits die Vorstellung affig an, einen Obdachlosen aufzusuchen, weil ich sein Verhalten nicht verstand. Immerhin hätte es 10000 Gründe dafür geben können. Und jeder dieser 10000 Gründe hätte mir gleichermaßen egal sein können. Dazu kam, dass ich nach Feierabend sowieso zum Fahrradladen in der Innenstadt musste, um mein bis dahin hoffentlich repariertes Rad abzuholen. Dann konnte ich mir den Weg durch den Park auch sparen. Obwohl ich die Idee, den Obdachlosen noch einmal aufzusuchen, relativ schnell verwarf, riskierte ich beim Verlassen des Büros noch einmal einen kurzen Blick in Richtung des Parkeingangs. Dort sah ich jedoch nichts als ein paar Fußgänger, die mit ihren Dreckskötern Gassi gingen. Einer hässlicher als der nächste. Allein beim Anblick der Hundeknechte verging mir die Lust, dem Park auch nur einen Schritt näherzukommen. Schließlich war irgendeiner dieser Kotfabriken ja daran schuld, dass ich das Büro am Morgen mit stinkenden Füßen hatte betreten müssen. Statt mich also mit einem wildfremden Typen über einen Apfel zu unterhalten, spazierte ich zur nächsten Bushaltestelle, von wo aus mich die Linie 42 direkt vor den Eingang des Fahrradladens bringen würde. Da ich die üblichen fünf Minuten Verspätung selbstverständlich einkalkuliert hatte, war ich pünktlich vor Ladenschluss vor Ort. Ich stieg aus dem Bus, betrat den Fahrradladen und lief geradewegs in die Arme des Betreibers, Herrn Kubensis, der mich bereits erwartet zu haben schien.

»Na, haben Sie Ihr Rad schon vermisst?«, rief er mir lachend entgegen.
»Wir sind vor einer halben Stunde fertig geworden!«

Ich zwang mich zu einem aufgesetzten Lächeln und folgte Herrn Kubensis in die kleine Werkstatt, die sich am Ende des Ausstellungsbereiches befindet. Dort angekommen, versuchte er erneut, mich in ein Gespräch zu verwickeln.

»Sagen Sie mal, Ihr Fahrrad ist aber ganz schön leicht! Das konnten wir ja fast am kleinen Finger durch die Werkstatt tragen!«

Obwohl ich hörte, dass Herr Kubensis mit mir sprach, war mein Gehirn nicht dazu in der Lage, eine angemessene Antwort zu konstruieren. Ohnehin nahm ich meine Umwelt nur schemenhaft wahr. Meine Gedanken drehten sich wieder nur um das Chaos, das seit Wochen in meinem Leben herrschte. Wäre sinnloses Grübeln verboten, bekäme ich sicher hundertmal lebenslang. Völlig geistesabwesend quittierte ich seinen Satz lediglich mit einem schmunzelnden Schulterzucken. Dabei war ich eigentlich ganz schön stolz auf das Gewicht meines Fahrrads. Das war so leicht, weil es aus Titan war. Ursprünglich war ich ein herkömmliches Stadtfahrrad gefahren, das ich mit einem Titan-Schloss vor einem Diebstahl schützen wollte. Leider war dann irgendein Mistkerl auf die Idee gekommen, das Fahrrad durchzusägen und mitgehen zu lassen. Als ich wieder am Laternenpfahl angekommen war, an den ich das Fahrrad gekettet hatte, befand sich daran nur noch das Schloss. So etwas konnte mir nun nicht mehr passieren. Immerhin würde kein herkömmlicher Fahrraddieb dazu in der Lage sein, ein Fahrrad aus Titan durchzusägen. Wobei das inzwischen sowieso egal war. Schließlich hatte ich bei meinem letzten Versicherungsscheck sowohl mein Fahrrad als auch das Schloss gegen Diebstahl, Erdbeben und Hundeurin versichern lassen. Während andere also zitternd auf der Arbeit saßen, weil sie sich quälende Sorgen um ihren geliebten Drahtesel machten, konnte ich mich entspannt zurücklehnen. Und das nicht nur, wenn es um mein Fahrrad ging: Als verantwortungsvoller Bürger war ich auch gegen alle Schäden versichert, die potenziell entstehen könnten, falls beim Zurücklehnen mein Stuhl nach hinten kippen sollte. Innerlich aber fluchte ich, da mich tatsächlich keine Versicherung gegen schlaflose Nächte versichern wollte. Mit so einer Versicherung wäre ich vermutlich unfassbar reich geworden. Fernab davon empfand ich es jedoch ohnehin als völlig unverständlich, warum nicht jeder weitsichtig und vernünftig genug war, um sich gegen die Gefahren des Alltags zu versichern. Ebenso unverständlich war die Frage, die Herr Kubensis mir beim Vorlesen der fälligen Rechnungskosten breit grinsend stellte:

»Quittung können wir uns schenken, oder?«

»Nein«, entgegnete ich. »Die brauche ich.«

Logisch. Schließlich nutzte ich das Fahrrad ausschließlich für den Weg zur Arbeit und würde die Reparaturkosten somit steuerlich absetzen können. Nachdem ich meine Rechnung bezahlt und die Quittung entgegengenommen hatte, verließ ich den Laden, um mich auf den Weg nach Hause zu machen. Gerade als ich den Verschluss meines Fahrradhelms schließen wollte, vernahm ich aus dem Augenwinkel etwas Ungewöhnliches. Für einen Moment dachte ich, dass mein Bewusstsein mir einen Streich spielte. Doch tatsächlich: Vor der Supermarkt-Filiale, die sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet, saß der Obdachlose, dem ich wenige Stunden zuvor im Park begegnet war. Wie versteinert verharrte ich in meiner Position und starrte den Mann an. Erstmals merkte ich, dass ich am Morgen überhaupt nicht auf sein Äußeres geachtet hatte. Er trug langes, zerzaustes Haar und sein grauer Rauschebart sah aus, als hätte er ihn seit mindestens zwei Wochen weder gekämmt noch gewaschen. Aufgrund seiner leicht drahtigen Statur und der vergleichsweise sanften Gesichtszüge schätzte ich ihn auf Ende 30, maximal Anfang 40. Besonders fiel mir seine lange Nase auf, für die er hoffentlich eine Sondergenehmigung für überstehende Ladung besaß. Als ich ihn ansah, überkam mich plötzlich das deutliche Gefühl, dass irgend etwas an ihm nicht stimmte, doch konnte ich es zu diesem Zeitpunkt noch nicht erfassen. Während ich den Obdachlosen so musterte, überkam mich erneut das Bedürfnis, auf ihn zuzugehen und ihn auf unsere erste Begegnung anzusprechen. Bevor ich mich dafür oder dagegen entscheiden konnte, trafen sich unsere Blicke. Ich versuchte noch, meine Augen rasch auf etwas anderes zu fokussieren, doch es war zu spät. Der Mann hatte gemerkt, dass ich ihn angestarrt hatte. Wohl wissend, dass ich nun ohnehin nichts mehr zu verlieren hatte, streifte ich meinen Fahrradhelm wieder ab und schob mein Fahrrad über die Straße in Richtung des Mannes, der noch immer wenige Meter vor dem Eingang des Supermarktes saß. Als ich bei ihm ankam, grinste er mich vielsagend an. Ich war mir sicher, dass er ein Gespräch beginnen wollte, kam ihm jedoch zuvor.

»So, jetzt aber raus mit der Sprache! Wieso haben Sie mir heute Morgen den Apfel angeboten?«

Der Mann grinste erneut.

»Machen wir doch einen kleinen Spaziergang. Dann können wir darüber sprechen.«

Ich zögerte. War es mir wirklich so wichtig, eine Antwort auf meine Frage zu erhalten, dass ich dafür mit einem Obdachlosen mitten durch die Stadt spazieren wollte? Es war nicht gerade unrealistisch, dass uns dabei jemand sehen würde, den ich kannte. Das wäre mir extrem peinlich. Was würde man da über mich denken? Andererseits war es nicht gerade weniger riskant, mich vor dem belebten Supermarkt mit ihm zu unterhalten. Ich fasste mir ein Herz und nickte ihm zu.

»Na gut«, sagte ich. »Tun wir das.«

* * *

Schon nach wenigen Metern fühlte es sich komisch an, neben diesem obdachlosen Typen mit seinen zerzausten Haaren durch die Innenstadt zu spazieren. Wir bewegten uns langsam auf den Marktplatz zu und ich erwischte mich beinahe minütlich dabei, wie ich mich unauffällig nach Menschen umsah, die mich kennen könnten. Die Situation war mir so unangenehm, dass ich das Gespräch so kurz halten wollte wie möglich.

»Okay, jetzt will ich es wissen. Warum haben Sie mir heute Morgen den Apfel angeboten?«

Ich war wirklich gespannt auf seine Antwort.

»Äpfel sind doch gesund, oder?«, entgegnete der Mann. Ich rollte mit den Augen.

»Ja, das weiß ich. Aber warum haben Sie mir einen angeboten? Das macht man doch nicht einfach so!«

»Warum denn nicht?«

Ich merkte, wie seine vagen Antworten langsam, aber sicher begannen, mich zu nerven.

»Ganz einfach: Man bietet fremden Menschen doch keine Äpfel an! Vor allem nicht als Obdachloser. Obdachlose bieten niemandem etwas an. Wo haben Sie den Apfel überhaupt her?«

Der Obdachlose grinste mich erneut an. Wieder beschlich mich ein komisches Gefühl. *Was stimmt mit diesem Typen nicht?*

»Was spricht denn dagegen, einem verzweifelt wirkenden Fremden einen Apfel anzubieten?«

Ich zögerte. War ich in seinen Augen etwa der Spinner von uns beiden? Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass er aufrichtiges Interesse an meiner Sicht

auf die Dinge hatte. Dennoch fiel es mir schwer, eine Antwort auf seine Frage zu finden. Bevor ich mich zu einer Antwort durchringen konnte, tat der Obdachlose etwas Überraschendes und stellte sich vor.

»Ich heiße Gironimo. Und du?«

Wow. Er duzte mich, ohne um Erlaubnis zu bitten. Was für eine Respektlosigkeit. Alles in mir schrie danach, ihn als einen verdammtten Penner zu beleidigen, doch ich wollte mich nicht auf sein Niveau herab begeben. Schließlich war er der Typ, der auf der Straße schlief und vor Supermärkten nach Geld bettelte. Nicht ich. Anstatt einen Streit vom Zaun zu brechen, beantwortete ich seine Frage.

»Ich heiße Herr Brinde.«

»Freut mich, dich kennenzulernen, Herr Brinde.« Erneut schaute Gironimo mich grinsend an – fast so, als wüsste er, dass es mir schwerfiel, die zuvor von ihm gestellte Frage zu beantworten. Doch diesen Triumph gönnte ich ihm nicht. Obwohl ich noch immer nicht verstand, weshalb er mich für verzweifelt hielt, rang ich mich zu einer Antwort durch. Dass er mich dreisterweise erneut geduzt hatte, ignorierte ich dabei wie ein Weltmeister.

»Wenn Sie fremden Menschen Äpfel anbieten, verstoßen Sie damit gegen eine soziale Norm. Das macht Menschen Angst. Tun Sie also nicht so, als wäre das etwas ganz Normales.«

Zu meiner Überraschung hatte er sofort eine passende Antwort parat.

»Das macht *dir* Angst. Weil *du* fixe Erwartungen daran hast, wie sich Menschen verhalten sollten. *Ich* habe damit nichts zu tun.«

So ein verdammttes Arschloch. Er hatte doch mit dem Apfel angefangen, nicht ich! Er war der Sonderling, nicht ich! Doch wenn das so offensichtlich war, wieso regte ich mich dann so auf? Während ich einen Moment innehielt, wurde mir bewusst, dass es eigentlich gar nicht der Apfel war, der mich so störte. Gironimo hatte nämlich recht. Ich hatte tatsächlich Angst. Er war der erste Mensch, dem das aufgefallen war. Noch schlimmer als das war nur die Tatsache, dass ich nicht einmal wusste, wovor ich Angst hatte. Die Angst war zwar omnipräsent, ich konnte sie jedoch nicht klar zuordnen, geschweige denn definieren. Obwohl ich eigentlich nicht das Bedürfnis hatte, mit einem Fremden über mein Seelenleben zu sprechen, sprudelte es plötzlich aus mir heraus.

»Okay, weit du was – vielleicht habe ich Angst, okay? Und jetzt? Wo ist das Problem?«

Für einen Moment schämte ich mich dafür, dass ich so persönlich geworden war und mein Gegenüber dabei auch noch aus Versehen geduzt hatte. Ich schob meine Scham jedoch schnell beiseite. Unterm Strich fühlte es sich nämlich überraschend gut an, endlich mal mit jemandem darüber zu sprechen. Wer weiß, dachte ich. Vielleicht würde mir das ja dabei helfen, heute Nacht ausnahmsweise mal durchzuschlafen.

»Wovor hast du denn Angst?«

Gironimos Frage riss mich urplötzlich aus meiner Traumwelt. Ich zögerte. Wie sollte ich ihm diese Frage nur beantworten, wenn ich sie nicht einmal für mich selbst beantworten konnte?

* * *

Ich: »Ich weiß es nicht. Irgendetwas Schreckliches passiert mit mir. Ich glaube, ich werde verrückt. Bestimmt kommt das von der WLAN-Strahlung meines Nachbarn. Ich mache mein WLAN nachts natürlich immer aus. Ich habe gelesen, dass die Strahlung ungesund sein soll. Aber mein Nachbar zockt die ganze Nacht irgendwelche Spiele im Internet. Seit ich das gemerkt habe, passieren lauter gruselige Dinge um mich herum.«

Gironimo: »Gruselige Dinge? Was denn für gruselige Dinge?«

Ich: »Dinge, die für mich keinen Sinn ergeben. Dinge, die mich verwirren. Als ich heute Morgen das Haus verlassen habe, musste ich den Schlüssel zum Beispiel nur einmal umdrehen. Dabei sperre ich meine Wohnung von innen immer zweimal ab. Immer, ohne Ausnahme! Ich glaube fast, irgendwer hat es auf mich abgesehen. Vielleicht mein Vermieter ...«

Gironimo: »Hat denn etwas in der Wohnung gefehlt?«

Ich: »Ich glaube nicht, nein. Aber meine Haustür quietscht auf einmal nicht mehr. Jemand muss sie heimlich geölt haben.«

Gironimo (grinsend): »Oh nein, das ist ja fürchterlich! Ein hungerndes Kind ist ja nichts dagegen!«

Ich: »Hey! Das ist wirklich schlimm für mich. Was soll diese Polemik?«

Gironimo: »Ich tippe mal auf Karma. Du warst in deinem früheren Leben sicher Hitler und die heimlich geölte Tür ist jetzt die Strafe für deine Taten!«

* * *

Jetzt, so entspannt am See liegend, finde ich Gironimos sarkastische Sprüche schon irgendwie witzig. Aber in dem Moment, als er sie brachte, fühlte ich mich gedemütigt und kochte vor Wut. Vor allem kotzte es mich an, dass der Typ es allen Ernstes für angemessen hielt, ausgerechnet Hitler in seinen dämlichen Witz zu integrieren. So etwas gehörte sich in Deutschland einfach nicht. Witze wie dieser waren ein Tabu und das war auch gut so. Gironimo schien jedoch keineswegs zu merken, in was für ein gewaltiges Fettnäpfchen er durch seinen Spruch getreten war. Ehe ich mir ernsthafte Gedanken über eine passende Antwort machen konnte, sprudelte es aus mir heraus: »Und du warst wohl Mutter Theresa, du nutzloser Penner!« Noch bevor ich den Satz zu Ende gesprochen hatte, bereute ich ihn bereits. Um mich zu beruhigen, erinnerte ich mich selbst daran, dass Gironimo mit den pietätlosen Witzen angefangen hatte und somit selbst daran schuld war, dass ich ihn nun beleidigt hatte. Der Gedanke, dass ich gar nicht anders konnte, beruhigte mich. Aber völlig unerwartet schien ihn meine Beleidigung nicht im Geringsten zu tangieren. Anstatt wütend zu werden oder sich verletzt zu zeigen, lachte er laut auf. Es schien beinahe, als würde er sich darüber freuen, beleidigt worden zu sein. Das verwirrte mich. Wie konnte jemand es gut finden, von einem fremden Menschen beleidigt zu werden? Ich blickte Gironimo irritiert an.

»Wie auch immer«, sagte er. »Es hat mich gefreut, mit dir zu sprechen. Danke für diesen schlagfertigen Austausch. Vielleicht haben wir ja demnächst wieder das Vergnügen. Du kannst mich immer ansprechen, wenn dir danach sein sollte.«

Ich wusste, dass Gironimo versuchte, das Gespräch versöhnlich zu beenden. Dennoch brachte mich das Gesagte zur Weißglut. Wie kam jemand wie *er* bitte auf die Idee, sich *mir* als Gesprächspartner anzubieten? Als Obdachloser war er doch derjenige, der froh sein konnte, wenn jemand wie ich sich die Zeit nahm, um sich mit ihm zu unterhalten. Wieso spielte er sich also so auf, als könnte ich auf irgendeine Art und Weise von einem weiteren Gespräch mit ihm profitieren? Ich beschloss, der Sache ein Ende zu setzen.

»Mal schauen. Vielleicht komme ich darauf zurück.«

Zu diesem Zeitpunkt konnte ich noch nicht ahnen, welch verhängnisvollen Einfluss Gironimo auf mein Leben haben würde.

DIE INSEL DER GUTEN ERKLÄRUNGEN

Gironimo: »Hey, Herr Brinde! Was treibt denn das WLAN Ihres Nachbarn so für Unwesen?«

* * *

Ich zuckte zusammen und schaute mich auf dem Marktplatz um. Meine beiden Aufeinandertreffen mit Gironimo waren inzwischen zwei Tage her, doch ich erkannte seine Stimme sofort. Er saß mit einem Buch in der Hand auf der Bank neben dem kleinen Obststand, bei dem ich mich gerade mit Äpfeln eingedeckt hatte. Er hielt mir das Buch unter die Nase: *Quantenphysik für Hippies*. »Sehr zu empfehlen«, sagte er. Für einen Moment wusste ich nicht, wie ich mit der Situation umgehen sollte. Einerseits war ich aufgrund unseres letzten Gesprächs noch immer ein wenig verstimmt. Andererseits imponierte es mir, dass er sich noch an die Sache mit dem WLAN meines Nachbarn erinnerte. In jedem Fall kam es mir bescheuert vor, dass jemand, mit dem ich noch vor zwei Tagen über meine Ängste und Sorgen gesprochen hatte, mich noch immer *Herr Brinde* nannte.

»Ich heiße übrigens Karl«, sagte ich, während ich Gironimo mit einer Kopfbewegung zu verstehen gab, dass er ein Stück rutschen sollte. Gironimo folgte meiner Geste.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Karl.«

* * *

Gironimo: »Na, dann erzähl mal, Karl. Was treibt das WLAN deines Nachbarn so für Schabernack mit dir? Hast du deinen Nachbarn, den Zock-Junkie, bereits angezeigt?«

Einfach anzeigen? Ausgezeichnete Idee! Dieser Gironimo wird mir langsam immer weniger unsympathisch. Vielleicht ist er doch nicht so ein Arschloch.